№ 36 Neue Gartenlaube. 1896

Beilage zum „Danziger Courier“.

Das Geheimnis von Charlottenburg.

Eine Kriminal-Novelle aus dem Berlin der siebziger Jahre.

Von Theodor Hermann Lange. [10]

(Fortsetzung.)

Meine Nachforschungen nach dem andern Ohrring konnte ich zunächst noch nicht vornehmen.

Von dem Gesträuch tropfte bei der leisesten Berührung das Wasser und auch der Erdboden war derart aufgeweicht, daß man bei jedem Schritt bis an die Knöchel einsank.

Die Sonne arbeitete indes wacker und gegen zehn Uhr vormittags konnte ich denn endlich mich an jene Stelle begeben, wo die Kleine ihrer Beschreibung nach den Ohrring gefunden.

Es war in der That ein unheimlicher Ort, den ich betrat. Den Winkel, welchen die Mauer daselbst bildete, erhellte kein Sonnenstrahl. Ueppig konnte in dem nassen Boden Gestrüpp und Unkraut wachsen und es war unerklärlich, was eigentlich an dieser Stelle ein Mensch und noch dazu ein Weib, denn von einem solchen konnte doch nur der Ohrring herrühren, gesucht haben solle, da ja den Park kein Mensch außer dem Alten zu betreten pflegte und auch dieser nur in den allerseltensten Fällen. Seitdem ich den Pavillon bewohnte, war sogar niemand an dieser Stelle oder nur in deren Nähe gewesen.

Meine Mühe war vergeblich und selbst, wenn der andre Ohrring sich auch hier befunden hätte, das gestrige Unwetter würde ihn sicher mit Schmutz und Erde bedeckt haben.

Im Begriff, den Rückweg anzutreten, bemerkte ich, daß dicht an der Mauer die Erde auffallend tief eingesunken war.

Offenbar war hier die Erde unterhöhlt. Ich fühlte den unwiderstehlichen Drang, die Stelle zu untersuchen.

Einen Spaten hatte ich bald gefunden, ich begann den Boden aufzuwühlen. Im nächsten Augenblick wich das Erdreich unter meinen Füßen und ich fiel in eine mit dumpfer Luft gefüllte Grube hinab. Es war der Modergeruch einer Gruft, der mich umfing.

Meine Knie schlotterten, der Spaten entglitt meinen Händen und nur mit der äußersten Kraftanstrengung war ich im stande, die Grube zu verlassen. Ich taumelte gegen die Wand und erst langsam kam ich wieder zu mir.



Michael Munkacsi.

War es ein giftgeschwängerter Hauch gewesen, der dieser Gruft entstieg und meine Glieder gefangen hatte?

Ich mußte einen Augenblick aus dem Gebüsch treten, ich mußte das Licht der Sonne schauen, um meine völlige Besinnung wieder zu erlangen. Im Park bemerkte ich niemand und so kehrte ich denn nach einer Viertelstunde zur Gruft zurück.

Scheu blickte ich umher, um mich zu vergewissern, daß auch keines Menschen Auge meine Handlungen beobachtete. Wie ein Verbrecher kam ich mir vor, der einen Mord beabsichtigte. Da knisterte es hinter mir in den Büschen, mein Blut gerann mir in den Adern. Hatte mich also doch jemand belauscht? Krampfhaft faßte ich den Spaten, ich drehte mich um — aber auch nicht das geringste konnte ich sehen. Alles war wieder still um mich her. Ich wendete mich zur Gruft zurück — das gleiche Geräusch ließ sich wieder in den Gebüschen vernehmen. Ich wendete mich nochmals um — es half alles nichts, ich mußte erfahren, was mich so ängstigte. Da vernahm ich plötzlich über mir das heisere Schreien und Krächzen eines Raben, der verwundert auf mich niedersah, von einem Zweig zum andern hüpfte und somit jenes Geknister erzeugte.

Ich wagte nicht das Tier zu verjagen, sondern griff unwillkürlich nach dem Spaten, sprang in die Gruft und — ein Fuß — ein Leib — Arme — Schultern — Kopf — eine Leiche lag vor mir. Es war eine weibliche Person, eine Frau oder ein Mädchen. Das Gesicht ließ keine bestimmten Züge mehr erkennen, von den Händen war das Fleisch fast vollständig verschwunden, auch die Farbe der Kleider war verblichen. Das Haar jedoch hatte sich auffallend gut erhalten, es zeigte eine blonde Farbe. Ich mußte mich auf den Spaten lehnen, um nicht auf die Leiche zu stürzen, da lag auch der andre Ohrring neben dem Kopf, und zugleich ein schwerer Hammer. Mit zitternder Hand hob ich Ohrring und Hammer auf. Der Rabe krächzte und flatterte hin und her. Ich sah nach der Uhr; es war erst die elfte Stunde.

Ich war auffallend ruhig geworden, als jetzt alles offen vor mir lag. Bald war der Leichnam mit Erde wieder bedeckt, das Grab ausgefüllt und nur eine kleine Erhöhung zeigte sich an der Wand, wo noch vor wenigen Stunden der Boden eingesunken war. Als ich meinen Spaten gereinigt, Hammer und Ohrring zu mir gesteckt, ging ich wiederholt durch den Park, um zu sehen, ob vielleicht

der alte Kastellan heimlich mein Thun beobachtet habe, aber er ließ sich nirgends blicken. Ich trat in sein Wohnhaus und fand ihn in der Küche, wo er Kartoffeln schälte. Ich konnte also in dieser Hinsicht ohne Sorge sein.

„Sie können heut der Kleinen sagen, wenn sie mit Mittagbrot kommt," sprach ich zu ihm, „daß sie nicht auf mich wartet, ich fahre sogleich nach Berlin, wo ich wichtige Geschäfte habe, die mich bis gegen Abend in der Stadt aufhalten können."

„Ich werde alles ausrichten," lautete die Antwort, worauf ich mich mit einem kurzen Gruß entfernte.

Schnell hatte ich mich umgekleidet, fuhr dann nach Berlin und speiste, diesmal seit langer, langer Zeit wieder in der Hauptstadt zu Mittag. Das Essen wollte mir aber gar nicht munden.

Zwischen drei und vier Uhr nachmittags begab ich mich auf das Polizeipräsidium. An dem Haupteingang stand ein Schutzmann.

„Wo befindet sich das Büreau des Herrn Polizeiinspektors Klink?" fragte ich den Wächter des Gesetzes.

„Zwei Treppen, Zimmer 78," lautete die Antwort. Ich stieg die Treppe hinauf.

„Ohne anzuklopfen herein," las ich oben angekommen, auf einem Schild an der betreffenden Thür und trat ein. Vor einem einfachen, braun angestrichenen Schreibtisch saß ein ältlicher wohlbeleibter Mann. Er trug das Gesicht glatt rasiert und den Scheitel deckte nur dünnes Haar. Als ich die Thür öffnete, wendete er den Kopf leicht um und sagte, nachdem er meinen Gruß erwidert:

„Nehmen Sie einen Augenblick auf einem der Stühle Platz, ich habe nur noch wenige Zeilen zu schreiben und stehe Ihnen dann gern zu Diensten."

Ich that, wie er geheißen und musterte das schmucklose Zimmer. Die Wände waren blau angestrichen und vollständig kahl. In der einen Ecke stand ein großes Büchergestell, von oben bis unten mit Akten bedeckt. In der Mitte der Stube lagerten auf einem runden Tisch, Papiere Briefe u. s. w. Rechts von der Thür erblickte ich einen kleinen eisernen Ofen. Das war außer dem Schreibtisch und den vier Stühlen die ganze Einrichtung.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Polizeiinspektor Klink zu sprechen?" fragte ich dann, als der starke, aber doch noch stattliche Mann die Feder aus der Hand legte und sich mir zuwendete. „Gewiß! Ich bin der Polizeiinspektor Klink, was haben Sie mir mitzuteilen?" Ohne weitere Umschweife erzählte ich nun meine Erlebnisse während der letzten Tage.

Mit großer Spannung und Aufmerksamkeit folgte der Polizeiinspektor meinen Worten und als ich geendet, rief er aus: „Davon wissen wir gar nichts. Denn wenn, wie Sie vermuten und was nach Ihren Aussagen als richtig erscheint, die Leiche kaum seit Jahresfrist unter der Erde liegt, so ist ohne Zweifel der Thäter bis jetzt straffrei ausgegangen, ja noch nicht einmal in der Sache die Untersuchung eingeleitet worden. Uns ist aus Charlottenburg nicht das geringste gemeldet. Haben Sie den Vorfall der Charlottenburger Behörde mitgeteilt?"

„Nein," erwiderte ich, „der Bürgermeister ist seit einigen Tagen schwer erkrankt und der Polizeiinspektor mußte heut in Brandenburg als Zeuge in einem Prozeß erscheinen, infolgedessen er auch vor Abend nicht zurückkehren wird. Auch habe ich sonst noch niemand von dem Vorfall Mitteilung gemacht."

„Nun, das ist gut," fuhr der Polizeiinspektor wieder fort, „wir kommen dann dem Thäter desto eher auf die Sprünge, wenn die Zeitungen den Fall nicht gleich brühwarm und haarklein ihren Lesern auftischen." Der Beamte erhob sich, schellte und kurz darauf trat ein Schutzmann ein.

„Bitten Sie doch einmal Herrn Assessor Ehrlich, daß er auf einen Augenblick zu mir herüberkommt, aber womöglich sogleich, die Sache ist von Wichtigkeit," sprach er zu diesem, der dem Auftrag nachzukommen sich beeilte.

„Der Gegenstand wird mir immer rätselhafter," fuhr der Polizeiinspektor zu mir gewendet fort, „in diesem Labyrinth wird sich schwerlich der Faden leicht finden lassen. Haben Sie denn gar keinen Verdacht auf irgend jemand?"

Ich mußte dies entschieden verneinen.

Der Assessor Ehrlich, ein kleiner Mann mit wohlgepflegtem schwarzem Bart trat ein. Ich wurde aufgefordert, noch einmal den ganzen Sachverhalt kurz anzugeben, dann sprachen die beiden Beamten leise mit einander. Nach wenigen Minuten traten sie wieder zu mir und der Assessor sagte in höflichem Ton:

„Wenn Sie in dreiviertel Stunde wieder hierher kommen wollen, können Sie mit mir zusammen nach Charlottenburg fahren; die Ausgrabung der Leiche werde ich persönlich vornehmen lassen."

Zur festgesetzten Stunde stellte ich mich ein. Außer dem Assessor befanden sich noch ein Polizeileutnant und ein Arzt im Wagen. In Charlottenburg fuhren wir zuerst vor dem Polizeigebäude vor, nahmen einen Polizeisergeanten und außerdem zwei Arbeiter mit Hacke und Schaufel mit, ließen den Kutscher in einem Gasthause ausspannen und begaben uns zu Fuß nach meiner Wohnung.

Der alte Kastellan war nicht wenig verwundert, als er den seltsamen Zug gerade auf seine Hausthür zuschreiten sah. Auf eine Handbewegung öffnete er, und wir begaben uns sofort in Begleitung des Alten durch den Park an Ort und Stelle. Ich schritt voran.

Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich um den niedrigen Hügel Fußtritte gewahrte, welche nicht von mir herrührten. Der Kastellan versicherte jedoch, daß in meiner Abwesenheit niemand den Garten betreten hatte. Auch der Assessor war nicht wenig überrascht. Trotz aller Vorsicht war ich doch belauscht worden. Die Ausgrabung ging vor sich, ein Protokoll wurde aufgenommen und vom Assessor angeordnet, daß die Leiche noch am Abend nach dem Kirchhof befördert und begraben wurde.

Was irgend einen Anhalt zu weitern Nachforschungen hätte geben können, wurde nicht vorgefunden. Auch war es nicht möglich festzustellen, ob ein Mord verübt worden war. Die Leiche war schon zu sehr in Verwesung übergegangen.

War ich belauscht worden, so war dies wahrscheinlich während der Ausgrabung geschehen. Die betreffende Person konnte erst nach meiner Abwesenheit den Garten betreten haben, und zwar mußte sie ihr Weg über die Mauer geführt haben. Unmöglich war dies nicht, da aus der Mauer verschiedene Steine schon herausgefallen waren und somit ein Uebersteigen leicht bewerkstelligt werden konnte. Einer der Arbeiter schwang sich auch wirklich auf die Mauer, aber er entdeckte jenseits derselben nichts Auffälliges. Als er wieder herabsprang, stieß ich einen Schrei der Ueberraschung aus; ein Handschuh fiel zu Boden — und es konnte kein Zweifel sein — der Fuß des Arbeiters hatte ihn oben auf der Mauer berührt und mit hinabgerissen.

Der Handschuh, ein feiner, brauner Herrenhandschuh, war noch völlig neu und schien nur wenige Tage getragen zu sein. Ich überreichte ihn dem Assessor, der ihn prüfend betrachtete. Jedoch auch dieser Vorfall gab kein Licht. Trotzdem strenges Stillschweigen den Arbeitern und dem Alten seitens des Assessors anbefohlen war, enthielten doch schon einige Tage darauf die Zeitungen Berichte, nur ließen sie Zweifel über den Ort der That walten. Ich hatte daher glücklicher Weise keine Belästigung zu fürchten.

Die Untersuchung wurde eingeleitet und besonders der alte Kastellan einem scharfen Verhör unterworfen. Er sollte angeben, wer seit Jahresfrist den Park betreten habe u. s. w. Der Alte konnte jedoch nur sehr dürftige Aussagen machen, auch der Verwandte des früheren Besitzers, welcher das Lusthäuschen vorübergehend bewohnt hatte, war ihm nicht bekannt. Aus den Meldebüchern der Charlottenburger Behörde ergab sich nur, daß ein Herr von Seewig, ledigen Standes, Privatmann, 27 Jahre alt, vordem in Berlin wohnhaft, das Lusthäuschen bewohnt hatte. In Berlin war eine Person gleichen Namens nicht aufzufinden. Man tappte also vollständig im dunkeln.

Am zehnten Tage nach der Ausgrabung, die Abfassung meines Werkes war ziemlich vollendet und ich dachte bereits daran, nach Berlin zurückzukehren, da das Lusthäuschen, so freundlich es mir sonst erschienen war, gegenwärtig etwas Grauenhaftes für mich hatte — trat unerwartet der Polizeiinspektor von Charlottenburg in Begleitung eines Schutzmannes in mein Zimmer und zwar hatte er Befehl, eine Haussuchung vorzunehmen. Zu Ergebnissen hatte die Untersuchung bis jetzt noch nicht geführt. In sämtlichen Handschuhläden war der Handschuh vorgelegt worden. Aber alles schien vergeblich. Auch die Ohrringe, welche ich abgeliefert, wollte kein Goldschmidt verkauft haben. Ueber die Personen, welche seit zwei Jahren eine Zeitlang verschwunden gewesen, herrschte bis auf einen alten Mann und zwei kleine Knaben wieder Kenntnis. Auch der Polizeiinspektor, welchen ich einmal besuchte, war in größter Aufregung über die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen.

Die Haussuchung ging mit peinlichster Genauigkeit vor sich. Kein Schrank blieb ungerückt, jeder Winkel wurde einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Zwei Stunden hatten unsre Durchforschungen bereits gewährt, als der Polizeikommissar ein zusammengefaltetes Papier unter dem Fuß einer Kommode hervorzog, welches wohl dem sonst ein wenig nach einer Seite sich neigenden Möbel als Unterlage dienen sollte. Er faltete es auseinander; es war ein Brief, die Handschrift die einer Frau oder eines Mädchens und der Beamte las:

„Wien, 8. Juni 187*

Innig geliebter Paul!

Denke Dir nur, gestern morgen, als ich kaum aufgestanden war, treten zwei Polizeidiener bei mir ein. Sie zeigten mir einen Brief, welchen ich an Dich nach dem Elisenweg geschrieben hatte, kurz bevor Du von

hier abreistest und fragten mich, ob ich ihnen Deine Adresse angeben könnte. Da ich dies nicht konnte — Deinen Brief aus Berlin erhielt ich erst gestern abend und wußte nun erst, wo Du warst, — durchsuchten sie alles. Zwei von Deinen Briefen haben sie mitgenommen. Heut soll ich auf das Büreau kommen. Deinen gestrigen Brief habe ich, wie Du mir schriebst, gleich verbrannt. Wenn Du mir das Reisegeld schickst, komme ich nach Berlin, um dort an einem Theater Anstellung zu suchen und in Deiner Nähe zu sein. Zum fünfzehnten ist mir schon von unsrer Direktion gekündigt worden. Bei meiner Freundin —"

Hier war der Brief zu Ende. Diese Entdeckung war nicht ohne Wichtigkeit, ja wir zweifelten nicht mehr daran, daß an den früheren Bewohner des Lusthäuschens dieser Brief gerichtet war und die aufgefundene



Ein Tauschgeschäft.

Der Pappelbauer trinkt gern eine Halbe, hat aber wenig Moneten; der Bärenwirt ißt gern Fische, hat aber kein Talent zum Angeln. Wie natürlich, ergänzen sich die beiden. Heute ist die Sache nicht gar so leicht. Für den kleinen Hecht, welchen der Pappelbauer erwischt hat, hält der Bärenwirt $1\frac{1}{2}$ Maß für zu viel. Der Bauer will's indes nicht billiger thun. Da stehen nun die beiden, sinnen und sinnen und kommen zu keinem Ergebnis. Lassen wir die Kerle, was geht uns die Sache an.

Leiche die jenes Mädchens sein mußte. Wo und wer dieser Herr von Seewig war, dies blieb immer noch ein Rätsel. Jedenfalls war dieser Name nur ein angenommener.

Den andern Tag wurden bereits Verbindungen mit den Wiener Polizeibehörden angeknüpft, zu welchen Ergebnissen diese führten, sollte erst später bekannt werden.

* * *

„Nun, alter Freund, immer noch Einsiedler," hörte ich an einem freundlichen Septembertage eine wohlbekannte Stimme hinter mir, als ich die Königstraße in Berlin durchschritt. Ich wendete mich rasch um, und siehe da, mein ehemaliger Universitätsfreund stand hinter mir. Er schaute seelenvergnügt in die Welt; die Rheinreise schien ihm gut bekommen zu sein.

„Wieder hier?" rief ich ihm entgegen, indem ich ihm derb die Hand schüttelte.

„Nein und ja," tönte die Antwort zurück, „in den nächsten Tagen geht es bereits wieder an den Rhein und ich denke, Du wirst nun den staubigen Bibliotheken den Rücken kehren, da, wie ich heute von Deinem Buchdrucker hörte, Deine Schrift fix und fertig ist. Zu meiner Hochzeit hoffe ich Dich auf jedem Fall bei mir zu sehen. — Ein prächtiges Mädchen! Ich sage Dir, die guten Kölner sollen eine Hochzeit sehen." —

„Also aus Köln ist Deine Zukünftige; ich wünsche von Herzen Glück!"

„Nun, ich danke, aber warum uns von den Leuten hier immer stoßen und drängen lassen, oder hast Du dem Wein auch valet gesagt?"

Ich schlug eine nahe gelegene, mir wohlbekannte Weinstube vor, und bald stand eine Flasche Rüdesheimer vor uns, der noch eine zweite und dritte folgte.

„Ja, das sage ich Dir, Freundchen, kommen mußt Du auf jeden Fall, wahrscheinlich wird es sogar eine Doppelhochzeit geben, meine jüngste Schwester ist mit einem Baron Garetti aus Wien verlobt, dessen Besitzungen meist in Italien liegen, einem außerordentlich liebenswürdigen und hochgebildeten Mann."

Mein Freund erzählte nun ein langes und breites von seiner Braut, Reise, Schwiegermutter und allerhand Plänen, die er für die Zukunft hegte.

Als wir nach ein paar Stunden von einander schieden — ich hatte ihm natürlich auch meine Erlebnisse nicht verschwiegen — stand es fest, daß ich ihn nach dem Rhein begleiten würde. —

Ich wohnte bereits wieder in Berlin und so trafen wir uns denn vor unsrer Abreise fast jeden Tag in jener alten, vielbesuchten Weinstube.

So heiß der Sommer gewesen, so prächtig war der Herbst. Der Himmel wolkenlos, die Luft angenehm, ein Reisewetter wie es sich niemand besser wünschen konnte. Wir nahmen eines schönen Morgens eine Droschke und fuhren nach dem Bahnhof.

Unser Gepäck war schon vorausgesendet und so hatten wir auf der Fahrt uns einzig um uns selber zu kümmern.

Der Zug durcheilte fruchtbare Ebenen und waldige Höhenzüge und als wir Elberfeld verließen, zählte mein Freund die Minuten, in denen er seine Braut auf dem Bahnhof begrüßen würde.

Rasselnd fuhr der Zug auf die Minute im Bahnhof von Deutz ein. Mein Freund fand seine Braut und deren Schwiegermutter zum Empfang bereit und nachdem ich vorgestellt worden, schritten wir plaudernd auf der Schiffbrücke über den Rhein nach Köln.

Ich selbst wohnte im Hotel, mußte aber noch, bevor wir uns trennten, das Versprechen geben, am andern Tage das Frühstück bei der zukünftigen Schwiegermutter meines Freundes einzunehmen.

Der glückliche Bräutigam, ein Kölner Kind, wohnte bei Mutter und Schwester.

Ich hatte Köln lange nicht gesehen und so spazierte ich denn am andern Morgen, ehe ich der Einladung Folge leistete, noch ein Weilchen durch die engen Straßen des Stadtinnern.

Gegen zehn Uhr betrat ich die Wohnung der Frau Reisig, dies war der Name der zukünftigen Schwiegermutter meines Freundes, und bald hatte ich Gelegenheit, Küche und Keller meiner freundlichen Wirtin als in jeder Beziehung trefflich anzuerkennen.

Die Unterhaltung war eine äußerst lebhafte, wir plauderten, als wenn wir uns bereits seit einer Reihe von Jahren gekannt hätten und als wir von einander schieden, verabredeten wir noch, uns des Nachmittags im Zoologischen Garten zu treffen.

Mein Freund versprach außerdem seine Mutter und Schwester, sowie deren Bräutigam mitbringen zu wollen.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber eine eigentümliche Neugierde überfiel mich, so oft ich daran dachte, meines Freundes zukünftigen Schwager kennen zu lernen.

Eigentlich wußte ich von ihm noch herzlich wenig: er war aus Wien, hieß Garetti, besaß bedeutende Güter in Italien, weiter war mir nichts bekannt. Und doch mußten meine Gedanken unwillkürlich an ihm haften bleiben.

(Forts. folgt.)

Für Küche und Haus.

Sülze von Rindsmaul. Man kocht das Rindsmaul mit etwas Essig ganz weich, schneidet dann das Fleisch klein, giebt die kurz eingekochte Brühe darüber, fügt Lorbeerblätter, Pfeffer, Gewürz, Citronenschale hinzu, läßt es aufkochen und schüttet es in eine Terrine. Ist es kalt, so schneidet man es auf und fügt Essig und Zwiebel dazu.



Zu unsern Bildern.

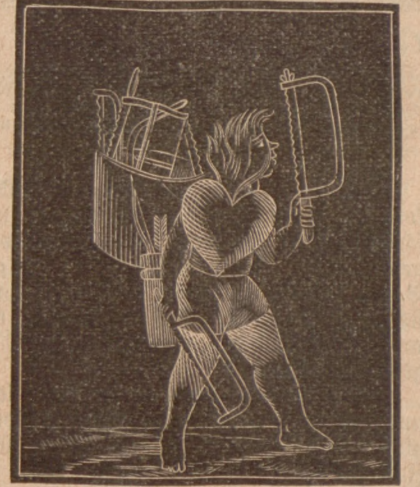
Michael Munkacsy (Seite 37) wurde am 10. Oktober 1846 in der Festung Munkacs als Sohn eines unglücklichen Patrioten geboren, der für seine Beteiligung an der ungarischen Revolution eingekerkert wurde und 1850 in seiner Zelle verstarb. Eine gütige Tante nahm sich des Verlassenen an. Aber sie wurde mit den andern Bewohnern ihres Hauses das Opfer eines Raubmordes. Nur der Knabe blieb verschont. Ueber ihn erbarmte sich ein in der Revolutionszeit verarmter Onkel, der Advokat Revik. Michael mußte nun als Lehrbursche in die Werkstatt eines Tischlers in Arad eintreten. Sein leidenschaftlicher Bildungsdrang aber ließ ihn nicht ruhen. Er übte sich nachts im lesen oder schreiben und verschlang die Bücher, die er sich von einigen Schülern, mit denen er bekannt geworden war, verschafft hatte. Diese Ueberanstrengung bei ungenügender schlechter Nahrung machte ihn schließlich so krank und elend, daß ihn sein Onkel nach vier Jahren wieder aus der Tischlerwerkstatt zu sich nach Gyula nahm, damit er im ausruhen genese und neue Kräfte sammle. Dort führte ein glücklicher Zufall eine für Munkacsys Leben entscheidende Wendung herbei. Ein die ungarischen Provinzstädte besuchender Maler, Samosy mit Namen, kam auch nach Gyula. Der junge Tischler lernte ihn kennen. Er durfte ihm beim Malen zusehen, und dabei kam es ihm zum Bewußtsein, daß er auch für diesen Beruf geboren sei. Da der Onkel einwilligte, nahm jener den gelehrigen Schüler zu sich, unterrichtete ihn im Zeichnen und Malen. In kurzer Zeit schon war Munkacsy so vorwärts gekommen, daß er mit kleinen Bildern aus dem Volksleben seinen bescheidenen Lebensunterhalt erwerben konnte. Bald hatte er das Glück, ein von ihm gemaltes Genrebild „Bauernidylle“ nach der Hauptstadt zu bringen und dort auszustellen und für 80 Gulden verkaufen zu können, ja noch ein zweites für 120 Gulden bestellt zu erhalten. So ausgerüstet ging er nach Wien und später nach München. Unter der Leitung Fr. Adams arbeitete er hier während zweier Jahre mit großem Erfolg, bis er 1870 nach Düsseldorf übersiedelte. Meister wie Knaus und Vautier, die sein großes originelles Talent richtig erkannten und würdigten, förderten ihn in dessen Weiterentwicklung. Hier schuf er das viel bewunderte Gemälde „Der letzte Tag eines Verurteilten“, das seinen Namen mit einem Schlage in aller Welt berühmt machte. Von Düsseldorf zog er nach Paris. Drei Bilder aus dem heimatlichen Volksleben: „Eingefangene nächtliche Strolche“, „Im Leihause“ und „Der Abschied des Rekruten“ befestigten seine Stellung in der Pariser Künstlerschaft. Dazu war ihm das Glück geworden, von der liebenswürdigen Witwe eines vornehmen Beschützers und Förderers, eines aristokratischen Schloßherrn von fürstlichem Reichtum im Luxenburgischen, zum Nachfolger des verstorbenen Gatten gewählt zu werden. Er richtete sich ein Haus und ein Atelier im vornehmsten Pariser Nordwestviertel ein. Hierauf entstanden zwei seiner schönsten Bilder, welche ihm auf der Weltausstellung von 1873 die große Ehrenmedaille einbrachten! „Milton und seine Töchter“ und das Doppelbildnis des Malers selbst und seiner Gattin im Atelier, ein auf der Staffelei stehendes Gemälde näher betrachtend und prüfend. Den Höhepunkt seines Schaffens bezeichnen: „Christus vor Pilatus“ und „Die Kreuzigung“. Am bekanntesten von seinen übrigen Schöpfungen sind noch „Des Vaters Namenstag“, „Zwei Familien“, „Besuch bei der Wöchnerin“ geworden. Der fünfzigjährige Künstler beabsichtigt demnächst Paris zu verlassen und das ihm übertragene Direktorat der Kunstakademie in Budapest zu übernehmen.

Man kennt ihn schon.



Referendar: „Alle Wetter, meine Herren, da hab' ich soeben einen kolossalen Bock geschossen!“
Amtsrichter: „Kein Zweifel daran, das sind wir bei Ihnen ja schon gewöhnt!“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Wortspiel-Rätsel.

(Groß und klein geschrieben.)

Wer es thut, der tobt dabei,
Wer's ergreift, der macht sich frei.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Ernst und Scherz.

Einer der merkwürdigsten Bäume wächst bei einigen Quellen in der Gegend von Tuscarora. Er ist etwa 6 bis 7 Fuß hoch. An der Wurzel ist der Baum dreimal so dick wie ein Mensch. Er hat eine Menge Zweige. Das Seltsamste aber an dieser Pflanze ist, daß sie selbstleuchtend ist. Meilenweit verbreitet sie ihren Schein. In der Nähe kann man die feinste Schrift lesen. Das Leuchten kommt von einem gummösen Stoff. Man kann ihn auf die Hand bringen. Dann leuchtet die Hand und das Blatt nicht mehr. Vielfach wird angenommen, daß das Leuchten von Infusorien herrührt. Die Indianer hegen einen Aberglauben und kommen dem Baume selbst bei Tage nicht zu nahe. Der indianische Name der Pflanze bedeutet „Zauberbaum“.

Im Wirtshaus. (Gast (zum Wirt): „Ihre Köchin ist ja die reinste Vivisektorin.“ Wirt: „Wieso, mein Herr?“ Gast: Seh'n Sie doch da den Schwabenkäfer in der heißen Suppe?“

Kindermund. „Mama,“ fragte Fritzchen, „heilt Zucker immer alle Krankheiten?“ — „Warum fragst Du, mein Junge?“ — „Weil ich krank werden will.“

Tiersprache. „Muß ich Rindvieh in den Hundstagen bei der Bärenhitze mit einem Eselsdurst und einem Wolfshunger den Sauweg machen!“

Buchstaben-Rätsel.

Mit Str ein schlimmer Mann,
Der wie mit M erschrecken kann,
Allüberall zu rauben spürt
Und oft mit D selbst bei sich führt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Erklärung des Vexierbildes
aus voriger Nummer:

Das Tierchen ist mit dem Jäger sehr vertraut, ein rechtes Schmeichelhäschen. Dicht schmiegt es an ihn sich an und sitzt auf dem Schaft seines Gewehrs. Seine Nase ruht an dem Schnurrbart des Jägers, dessen Kümmelgeruch ihn augenblicklich ein böses Gesicht schneiden läßt.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des magischen Quadrats:



U	R	A	H	N
R	E	G	I	E
A	G	E	N	T
H	I	N	K	T
N	E	T	T	E

des Trenn-Rätsels: **Gehweg, geh weg!**; des Wortspiel-Rätsels: **Essen**; des Reim-Füllrätsels: **Orienttiere, orientiere.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.